Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 31 (2018)

Artikel: Geschichten von der Schulhausstrasse

Autor: Schällibaum-Eggenberger, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893488

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Elisabeth Schällibaum-Eggenberger

Geschichten von der Schulhausstrasse

Im August 2002 schrieb die 74-jährige Elisabeth Schällibaum-Eggenberger die Erinnerungen an ihre Kindheit in Buchs auf. Sie erzählt von der Krankheit ihrer Schwester, ihren strengen, aber gütigen Eltern, ihren liebvollen Grosseltern und anderen genügsamen, lustigen und quirligen Verwandten. Die humorvollen Aufzeichnungen berühren und zeigen, wie sich die Familie gegenseitig Halt und Geborgenheit gibt.[1]

(...) Im Haus, wo ich geboren wurde (nur zwei Häuser weiter oben an der Schulhausstrasse), wohnten wir mit einer deutschen Familie zusammen. Der Vater war Steinbruch-Direktor (Direktor Benkler, Basaltwerke). Die drei Töchter, alle älter als Heidi und ich, kümmerten sich liebevoll um uns, führten mit uns phantasievolle Märchen auf (doch nie zum Fürchten!), nahmen uns unter ihre Fittiche! Fluggs lernte ich «schwööbele» und sagte fortan: «s'Milschmännle kummt» oder beim obligaten Wandern (ich war immer die Jüngste): «Y by lieber gern ‹mied›.» Noch heute ist mir das «Schwööbele» wie das «Rheinwaldnerische Buchserische Liechtestoanerische» ganz vertraut. (...)

Es kam der Umzug in Grossvaters Haus. Stolz durfte ich das Milchkäntli dislozieren, da es ja bereits unzerbrechlich war.

Beim Grossvater gab es nun die prächtigste aller Katzen, den vierfärbigen Angora-Kater Fips, die herrliche Tante Betty, einen grossen Garten, eine Wiese zum Herumsausen, Bäume zum Klettern und Bewohnen, Aprikosen, Pfirsiche und Trauben zum «stibitzen» – doch, das kam viel später!

Der Fips war ein gebürtiger Stadt-Zürcher, wohnte an der Pfirsichstrasse bei Paul Bühlmanns Eltern und musste aufs Land ziehen,

als mein Cousin Päuli «unterwegs» war. Denn man schob dem liebsten und frömmsten Fips in die Schuhe, er könnte nach heimtückischer Katzenart in den Stubenwagen hocken und aus Arglist oder nur Dummheit dem armen Säugling die Luft abschneiden. Solche Mähren kursierten in den Köpfen der alten Bauersfrauen, aber ich weiss von keinem derartigen Fall. Am ehesten glaube ich, dass früher in den ungeheizten Schlafzimmern die Katzen von der Wärme des Kinderbettlis (mit Bettflasche) angezogen wurden. Ich war aber der grösste Nutzniesser (exgüsi, heute Nutzniesserin) dieser Urängste.

Fips wurde meine erste Liebe, mein Seelentröster, dem ich alles sagen konnte. Er liess sich mit Bäbikleidern (wenigstens «oben», Hosen waren ihm ungeheuerlich!) bestücken, lag dann artig im Bäbiwagen, Pfötchen auf der Decke und lächelte freundlich. Tante Betty ging äusserst liebevoll mit dem Tier um. – Frass der Fips 200 Gramm frische Butter grad so auf einmal, natürlich vom Tisch gestohlen, entschuldigte sie ihn, er habe halt einen inneren Brand im Magen! Den galt es dann auch mit für uns fast unerreichbarem Rahm zu kühlen. Brachte der Fips eine Maus als Trophäe heim, war Tante Betty des Lobes voll, kam er aber mit geschwellter Brust mit einem Vogel im Maul daher, schimpfte sie enorm, schüttelte den Verdutzten und gab ihm einen Klaps. Das war wirklich die einzige Tat, die ich von der humorvollen, gütigen Tante Betty nicht verstehen konnte! Und der Fips auch nicht! Dumm aber war er nicht. Er fing weiterhin Vögel, brachte sie aber nicht mehr heim, sondern verzehrte sie genüsslich im kühlen Gras, unter Büschen oder hinter dem Schöpfli. Ich habe ihn nie verraten (...).

Ganz selbstverständlich war für mich seit Anbeginn, dass meine kranke Schwester Heidi mehr Aufmerksamkeit und Hilfe brauchte als ich. Heidi war fünf Jahre älter als ich, wusste also schon viel mehr

Mutter Christine Eggenberger-Lorez, Elisabeth Eggenberger, Heidi Eggenberger, Vater Caspar Eggenberger-Lorez (v.l.n.r.).

als ich und doch übernahm ich ganz unwillkürlich die volle Verantwortung für sie. Diese Wechselwirkung hat sich vollkommen natürlich eingespielt, ohne Vorschriften von den Eltern. Durch eine überaus schwere Geburt erlitt Heidi ein Geburts-Trauma (im wortwörtlichen Sinn, nicht so, wie die Komplizierten und Wehleidigen ihr Auf-die-Welt-Kommen definieren!) und hatte dann bis zu ihrem Sterben (mit 30 Jahren) schwer bis schwerste epileptische Anfälle. Heidi hatte stark autistische Anflüge, auch Erregungszustände, besonders vor einem Anfall. Ich kannte all diese Phasen, wir alle hatten eine Antenne dafür. Heidi hat mich auf ihre Art gerngehabt, war nie verbittert oder eifersüchtig auf mein Gesundsein! Und ich hatte von ihr viel gelernt und mich in Vielem auf sie verlassen können.

Heidi war überdurchschnittlich intelligent, wusste alle Geburtsdaten und Jahreszahlen aus der Schweizergeschichte, kannte unendlich viele Sprichwörter, Liedertexte und Sprüche. (...)

Heidi hatte zum Glück einen guten Humor. Sie war zufrieden, haderte nie mit dem Schicksal (wir hatten da andere Beispiele im Dorf) und war eigentlich sehr weise. Sie hat ihr Los einfach angenommen. Dieses Zufriedensein war für uns natürlich ein grosses Geschenk! Wir waren im Dorf geborgen. So konnte Heidi anfangs allein zur Schule und zum Einkaufen gehen, später mit mir, mit Mutter, mit Tante Betty oder Grossvater. Nur einmal hat ein älterer Sekundarschüler publikumsheischend sie «Heia» gerufen und nachgemacht, wie sie ging – gehen musste, also die Knie gegeneinandergedrückt.

Ich war damals wahrscheinlich in der 2. Klasse, bin am feigen Übeltäter hochgesprungen und habe ihn öffentlich jämmerlich verprügelt. Er war total platt und zog sicher seine Lehre daraus.

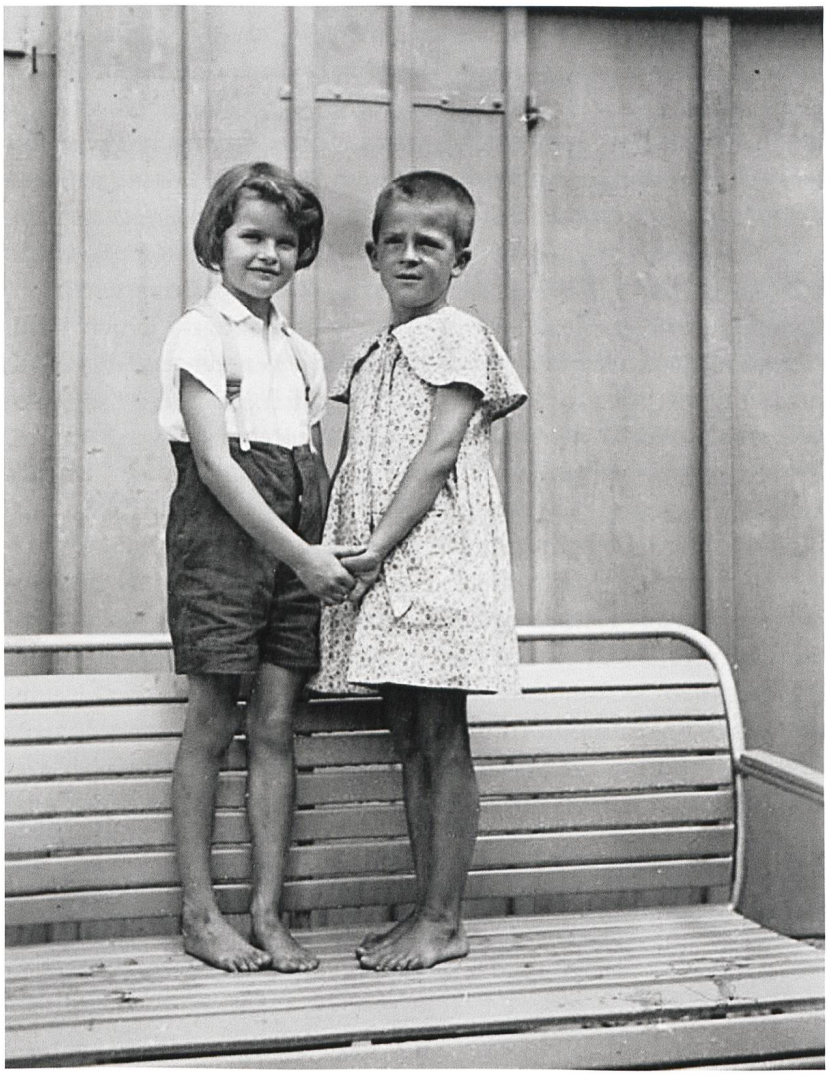
Päuli war in Buchs beliebt und integriert, obwohl er ja eigentlich ein «Züri-Hegel» war. In den Ferien holten wir ihn samt Japan-Koffer am Bahnhof ab. In der Schulhausstrasse angekommen, entledigte er sich seiner Samthose und Rohseidenhemdes und zog etwas Altes, Unprinzenhaftes an. Dann sauste er wie ein wildes Tier im «Wiesli» umher und kletterte zur Begrüssung auf alle vier alten Obstbäume. Dieses Ritual wurde nur durch Tante Bettys Ruf zum leckeren Abendessen unterbrochen.

In der 3. Klasse ging Päuli zu mir in die Schule, da er von zarter Gesundheit war (Bronchitis, Angina, Gelenkschmerzen) stand die Angst vor TBC im Raum. So sollte er gesündere Landluft atmen und dies zu Zeiten als die Stadt Zürich praktisch noch autofrei war! Für Päuli wurden nun Delikatessen herbeigeschafft, wie damals, als Grossvater seine Tuberkulose im Rheinwald auskurierte: Beefsteaks, Spargel, Bündnerfleisch, Eili, Rahm und Wunschmenüs. Tante Betty und Trudy haben den Neffen prinzlich verwöhnt. Doch er hat das nie ausgenutzt und Heidi und mich auch an seinen Privilegien teilhaben lassen. Er wohnte ja im unteren Stock bei Grossvater und Tan-

ten, doch je nach Menue tauschten wir die Etagen! Mit Heidi ging er ganz natürlich um und sie hatte ihre Freude an seinen Spässen. Auch er liess sie beim obligaten Würfelspiel gewinnen (bei mir eine Selbstverständlichkeit, die mir als Relikt bis heute geblieben ist) und sagte später, er habe von uns ganz viel gelernt. (...)

Mit vier beziehungsweise fünf Jahren wollten Päuli und ich uns dann einmal heiraten. Diese Flausen hat uns dann die zehn Jahre ältere «Tante» Trudy mit süffisantem Grinsen ausgetrieben. Wir könnten gar nicht einander heiraten, weil wir verwandt seien! – Da haben wir beide einen vollen Nachmittag lang im Schöpfli laut geweint und die Sache war erledigt. (...)

Und nun zur heissgeliebten Grossmutter, genannt «Mossli». Heidi hatte den Namen erschaffen indem sie zuerst «Mossmueter» sagte, daraus ergab sich «Mossli», und zwar für alle Kinder in der Groof. Mossli war der ruhende Pol im Haus, immer fröhlich und gütig. Sie sass fast immer, war kugelrund und zufrieden. (...) Sie sass am Sonntag in der Stube vor einer Kaffeetasse mit hübscher Kirschen-Verzierung, unsere «Chriesibeggeli». In dieses durften wir ein Stück Schoggi tünkeln. Sie sass vor einem Brettchen mit einer Salami und fragte uns Kinder: «Wöttsch en dicke Mocke oder e tünns Schybli?» Dazu spitzte sie den Mund ganz schelmisch. Dünn geschnitte-



Elisabeth und Päuli mit vertauschten Kleidern vor dem Schöpfli an der Schulhausstrasse 20 in Buchs.

Grossvater Martin Lorez , Heidi Eggenberger, Elisabeth Eggenberger, Grossmutter Anna Lorez-Eggenberger (Mossli) (v.l.n.r.) im Garten an der Schulhausstrasse 20.

nen Salami mag ich bis heute viel weniger gern, als ein einziges dickes Rädli. (...)

Unser Mossli liess sich überreden (trotz Angina Pectoris; Anmerkung der Redaktion) nochmals nach Zürich zu fahren zu Tante Anny. Einige Tage liess sie sich dann richtig verwöhnen: Wasserclosett, Einbaubad und Tante Annys französische Küche (Onkel Paul war ein «Welscher»). Und dann ist Mossli beim Mittagsschlaf auf dem Sofa einfach entschlafen und nie mehr heimgekommen. Päuli hat mir die Verzweiflung seiner Mutter und den ganzen Krematoriums-Vorgang mit grossem Einsatz vorgespielt. Damals ist der Sarg vor allen Augen ins lodernde Feuer verschwunden.

Ich war damals in der 2. Klasse. Tieftraurig gingen wir in Buchs an die Urnenbeisetzung. Das ganze Dorf trauerte mit uns. Mit Beerdigungen konnten wir Landkinder ganz natürlich umgehen. Ich hatte schon verschiedene Verstorbene gesehen, auch Kinder. (...) Da alle daheim aufgebahrt waren, ging der Trauerzug von dort aus durch die Strassen und Plätze bis zum höher gelegenen Friedhof. Wir Kinder trugen gespendete Blumen oder Kränze und oft auch schwer lastende Blumentöpfe. Schon früh erfuhr ich, dass gemeinsames Trauern und das Zusammenkommen von Verwandten und Freunden viel Kraft gibt. Von nun an war Mossli im Himmel und wachte über uns, wie der liebe Gott. (...)

Höchste Zeit, dass ich mich mit meinem Grossvater befasse. Für mich war er der herrlichste, klügste, originellste, liebevollste, hu-

morvollste Grossvater mit unumstösslichen Sonderprivilegien. So musste er zum Beispiel fast nie die Füsse waschen, wie wir Kinder nach dem Barfusslaufen. Waren sie schwarz, so kam's einfach von den schwarzen Socken, die färbten – und das taten sie ja auch! Baden musste er auch höchst selten, denn als «waschechter» Rheinwaldner verkündete er, vom Baden werde man krank, was er dann auch am Exempel statuierte und sich nach der Rosskur in der kaltfeuchten Waschküche fast immer erkältete. (...)

Grossvater genoss im Dorf hohes Ansehen. Er konnte mit allen Leuten prima umgehen, mit den Reichen und Stolzen, mit den Einfachen, den Bauern, den Armen, den Behinderten und Senilen. Er war ein geduldiger Zuhörer und Tröster. (...)

Im Vorschulalter nahm mich Grossvater mehrmals mit zum Viehmarkt – in Buchs – in Grabs – in Gams (letztere auch nur zu Fuss!). Dazu staffierte er sich mit dem legendären schwarzen «Veechmaart»-Mantel, einer Mischung aus Kutschermantille und Toulouse-Lautrec-Umhang, sowie einem eleganten schwarzen Handstöckchen aus, womit er sachverständig und liebevoll den Kühen auf den Rücken klöpfelte, mir die Vorzüge vom geraden Rücken, den guten Venen am Euter erklärte. (...)

Grossvater wurde von den Bauern geliebt, von den Viehhändlern estimiert und war einfach der Lorez.

Ein einziger Satz vom Grossvater hat uns beide unwiderruflich zusammengeschweisst. Nach einem ganz schweren Anfall von Heidi hat mich meine Mutter in ihrer Not mit dem Teppichklopfer traktiert und mir die Schuld am Anfall gegeben, weil ich Heidi aufgeregt hätte. Ich verzog mich klaglos in den unteren Stock, wo man sicher die Szene gehört hatte. Grossvater sagte nur: «Bethe, du bisch denn en arme Goof!» – Das hat mir unendlich geholfen. – Grossvater weiss, dass ich nichts getan habe und der liebe Gott wahrscheinlich auch!

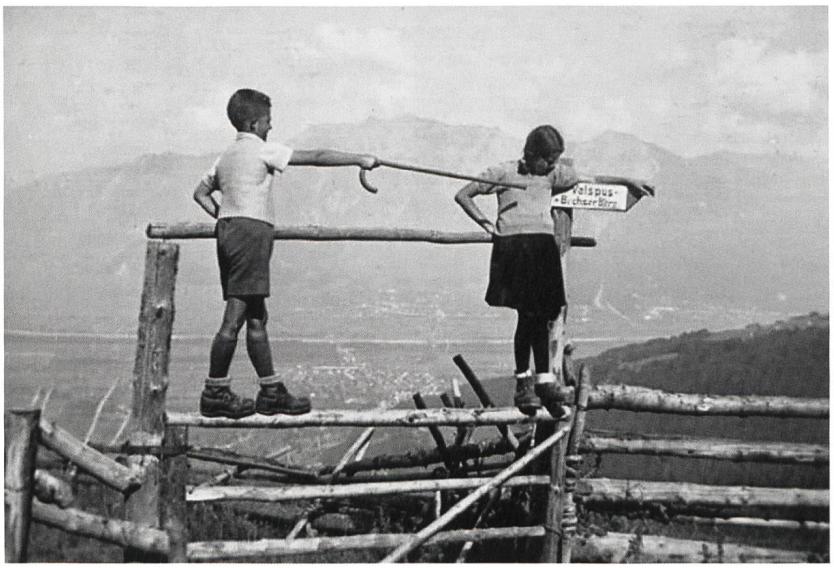
Mutters Angst und Verzweiflung konnte ich ja nachvollziehen! Doch damals wusste noch niemand von Erregungszuständen vor dem Anfall, die doch ein Anzeichen waren und mit mir nichts zu tun hatten. (...)

Einige Häuser weiter oben, auch am Buchserbach, hauste Bäsi «Greatli» mit ihrem Mann This Hofmänner und der lieben Tochter Anna. «Greatli» gab sich hart, ganz anders als die anderen Geschwister. Gefühle zeigte sie keine. Wenn wir auftauchten, rief sie den Vetter This, der eine Treppe höher am «Schifflisticken» war, nicht etwa «This, chomm aha (herab), mr henn s' Loreza (oder s' Schtiny oder s' Heidi) uuf Bsuech!» Sondern sie rief scheinbar wütend ins Treppenhaus: «This, aha mitter!» Dabei freut sie sich über uns, an den mitgebrachten Sachen und machte lächelnd Kaffee. In ihrer Stube hingen zwei prächtige, pastellfarbene Bilder wie Engeli ein Kind «abholten», zum Beispiel einmal ein blondgelocktes Mädchen, einmal einen schwarzlockigen Knabe mit Matrosenanzug und Strohhütchen. Solche Bilder hingen oft Trost spendend in den alten Stuben und wiesen meist auf früh verstorbene Kinder hin. (...)

Nun können wir uns mit den restlichen Geschwistern von Mossli, die im Stüdtli-Lädeli alle friedlich unter einem Dach wohnten, beschäftigen: Bäsi Käthy, Agethli, Teabis und Barthly führten zusammen das beliebte Stüdtli-Lädeli. Was da alles auf kleinsten Raum zu haben war, kann sich heute niemand mehr vorstellen. Es roch nach offener Schmierseife, Sauerkraut, Petroleum (man brauchte es noch vielfach zum Kochen), Essig, Öl, Sockenwolle, Kaffee, Kakao, Schoggi, Gewürzen, Maggiwürfel-Suppe, Kernseife und so weiter und so fort!

Essig, Öl und Petrol wurde elegant aus dem Keller heraufgepumpt (natürlich von Hand).

Und in dieses «Läadeli» gingen wir furchtbar gerne posten. Meist mit dem Leiter-Wägeli, oft mit Mutter und Betty, später mit Päuli, aber immer mit Heidi, zogen wir los. Der Weg war vielseitig und interessant: Bis ans Ende der Schulhausstrasse, dann die Bahnhofstrasse im günstigen Moment überqueren (im Dorf hatten erst der Tierarzt, die drei Ärzte und die reichen Eltern meiner Schulfreundin ein Auto), kleiner Anstieg beim Sattler Eggenberger, der meist seine Matratzen im Freien verplusterte, schmales Brüggli, das geschickte Manövrieren mit dem Wägelchen erforderte zum wasserradteibenden «Kitt» bei der Stüdtli-Mühle, wo der Vetter Jörli, ebenfalls ein altlediger, stiller Bruder vom «Mossli», den ich zu erwähnen vergass, vor dem Haus sass und sein Pfeifchen schmauchte, vorbei an Bäsi Friedas Haus. Diese Bäsi gehörte zu Vaters Verwandtschaft. Sie kam aus dem Vorarlbergischen, brachte ein feines Rezept mit für die äusserst wirksam, selbst zusammengerührte Zug-Heilsalbe, die sogenannte «Friedasalbe». Bienenhonig und Harz war darin, das Rezept hat später der geschäftstüchtige Apotheker erworben. Vermutlich hat er an den Zutaten gespart, sie war nicht mehr so wirksam und roch nicht mehr so gut.



Elisabeth und Päuli beim Wandern auf dem Weg zur Voralp.

Nach ein paar Schwenkern in Nebensträsschen war das Läadeli erreicht. Wir wurden äusserst herzlich empfangen, gaben die Posten-Liste ab und Bäsi Käthy begann sofort alles herzurichten. Wir wurden ins geräumige Lokal (das ehemalige Sticklokal für alle Geschwister) gerufen und schon dampfte ein Milchkaffee für Heidi auf dem Tisch. Sicher war auch eine Schoggi für uns oder ein Schaum-Mohrenkopf dabei.

Von mir aus hätte alles so weitergehen können. Ich war stets zufrieden, hatte gute Freundinnen und ging immer gern zur Schule

(Elisabeth ging bei ihrem Vater zur Schule, Anmerkung der Redaktion). Dass wir in meiner 7. Klasse so viel Schulbesuch bekamen, ist mir schon aufgefallen. Doch ich hatte keine Ahnung warum. Ich wusste nicht, dass Vater sich gleichzeitig ans Seminar Rorschach und an die damalige «Förderklasse» in St. Gallen gemeldet hatte und dass sich beide Schulen förmlich um ihn rissen. So kam für mich die Botschaft, wir würden nach St. Gallen ziehen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Eltern erhofften sich von den Ärzten in der Stadt eher Hilfe oder neuere Medikamente für Heidis stetig schlechter werdenden Zustand. Ich schickte mich ohne Weiteres ins Estrich-Ausräumen, Sachen-Verschenken, Abschiednehmen.

Für Grossvater und Tante Betty war unser Auszug ganz schlimm. Die Aussicht, wir kämen ja bald in die Ferien und sie könnten zu uns in die Stadt kommen, war kaum tröstlich. (...)

Und genauso bin ich in die Stadt gekommen. Geliebt, – behütet – bekannt. In die Anonymität geworfen, mit einer falschen, für St. Galler Ohren primitiven Sprache, ohne Kenntnisse der Strassen, Häuser und Plätze, ohne Raffinesse, Ehrgeiz, Freunde, Bäume, Garten, aber mit wachen Sinnen und viel gesundem Menschenverstand, mit Hilfsbereitschaft für die schwächeren Schüler, mit einem grossen Sack voll Kenntnis über Pflanzen und Tiere, den Bauernstand, mit einem reichen Überfluss von schulischem Wissen, Gedichten, ersten selbstgelesenen «Klassikern». Nach eiligst einverleibtem St. Gallerdialekt, lernte ich auch mit den Spielregeln der gewitzteren Stadt-Kindern umzugehen. Doch das beste Fundament für mein ganzes weiteres Leben bekam ich sicher von den lebensklugen und genügsamen Vorfahren in Buchs. (...)

Elisabeth Schällibaum-Eggenberger wurde am 31. Januar 1928 in Buchs geboren und durchlebte dort ihre Kindheit. Im Jahr 1941 zog sie mit ihrer Familie nach St. Gallen. Nach der Matura besuchte sie die Pflegerinnenschule in Zürich. Im Jahr 1952 heiratete Elisabeth den Tierarzt Rolf Schällibaum. Nach Wanderjahren über Lichtensteig nach Bern und später Luzern wohnte die unterdessen fünfköpfige Familie ab 1962 wieder in St. Gallen. Im hohen Alter erblindete Elisabeth Schällibaum-Eggenberger vollständig. Sie starb im Januar 2014.

Anmerkung

1 Die Aufzeichnungen wurden von Eva Schällibaum und Claudia Finkele gekürzt und transkribiert.